

HEIMAT BLÄTTER

Jahrbuch 2000

Nummer 15



HEIMAT &
GESCHICHTS
VEREIN

NEUNKIRCHEN · SEELSCHIED e.V.

Wilhelm Herchenbach (1818-1889) und die Revolution 1848/49

Als Ergänzung und als Kontrast zu bekannten und namhaften Persönlichkeiten der Revolutionsjahre soll hier von Wilhelm Herchenbach und seiner Sicht auf die Revolution erzählt werden. Er wurde in Neunkirchen geboren, besuchte dort die Schule und gehört zur Sippe von Hermann und Johannes Herchenbach, die noch heute in der Gemeinde ansässig ist. Die Erinnerung an ihn hat sich dort bis ans Ende des 20. Jahrhunderts unter dem Spitznamen „Lüch-Herchenbach“ gehalten, wie ich etwa von einem Angehörigen der Familie Reudenbach hörte. Als dreißigjähriger Mann erlebte Wilhelm Herchenbach die Jahre 1848/49 in Düsseldorf und schrieb ein 200-seitiges, beinahe vergessenes Buch darüber.¹ So haben wir die Möglichkeit nachzulesen, wie ein verhältnismäßig einfacher Mann aus Neunkirchen jene Jahre erlebte. Wir können erfahren, welchen Eindruck die Revolution auf ihn machte und was er darüber dachte.

Aber zunächst soll ein Überblick über Leben und Werk von Wilhelm Herchenbach gegeben werden.² Er wurde am 13. November 1818 in Neunkir-

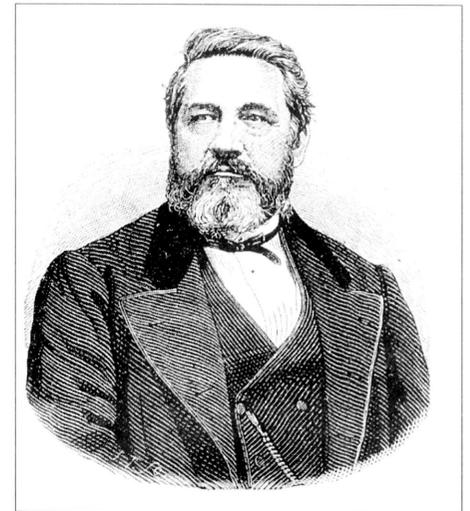


Abb. 1: Wilhelm Herchenbach, Stahlstich (Stadtarchiv Düsseldorf).

chen, im Kurtenbachschen Haus, geboren. Wie beinahe alle Ortsansässigen waren auch Wilhelms Eltern, Peter und Eva Maria Herchenbach, Bauern. Wilhelm schildert die Menschen seiner Heimat in seiner autobiographischen Erzählung so: „Die Bewohner des Dorfes trieben Ackerbau und Viehzucht und bekümmerten sich wenig um die Außenwelt. Wenn ihre Erzeugerpreise nur gut gerieten und die Preise eine

*hübsche Höhe hielten, dann war ihnen alles andere Nebensache.*³⁴ Nach dem frühen Tod seiner Mutter, die wenige Tage vor Wilhelms 10. Geburtstag, am 8. November 1828, mit 37 Jahren verstarb, wurde er für zwei Jahre bei seinem Onkel Wilhelm Klein, einem Lehrer in Düsseldorf-Pempelfort, untergebracht, der in dem Jungen den Bildungshunger weckte. Nach Neunkirchen zurückgekehrt förderte ihn der dortige Volksschullehrer Heinrich Weeg und bestärkte ihn in seiner Neigung, Lehrer zu werden. Dies entsprach keineswegs den Wünschen des Vaters, der aus seinem Sohn einen Bauern machen wollte. Die seltsamen Neigungen seines Sohnes, der statt sich im Stall nützlich zu machen, über Büchern hockte, erschienen ihm weichlich. Aber die Wünsche des Vaters Peter erledigten sich von selbst, als er nach dem Tod seiner Frau seinen Hof herunterwirtschaftete und in Alkohol auflöste.⁴ Ohne finanzielle Unterstützung verdiente sich Wilhelm seinen Lebensunterhalt als Schreiber des Neunkirchener Bürgermeistersamts in Eiseheid und beim Gerichtsvollzieher in Hennef. 1836 holte ihn sein Onkel wieder nach Düsseldorf und übertrug ihm als Hilfslehrer den Unterricht in den untersten Klassen seiner Schule. 1842 machte Wilhelm das Examen im Lehrerseminar von Kempen. Auf der Seminarliste steht hinter seinem Namen die Begutachtung: „*Etwas selbstbewußt und dünnkelhaft!*“⁴⁵ Dann wurde er Lehrer an der Volksschule in Pempelfort, bevor er an die höhere Mädchenschule der Stadt Düsseldorf versetzt wurde. 1846 heiratete er Maria Elisabeth Lutz, mit der er mehrere Kinder hatte.

Wilhelm ließ sich 1850 in den Düsseldorfer Gemeinderat wählen und wurde 1856 Mitglied der „*Gesellschaft Kasino*“, in der sich eher demokratisch gesinnte mit konservativen Katholiken zusammenschlossen. 1850 gründete er eine Privatschule mit angeschlossenem Internat für Knaben. Sein Ansehen als Pädagoge wuchs. Der bei Düsseldorf wohnende Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen machte ihn zum Hauslehrer seiner Tochter. Auch Robert und Clara Schumann, die seit 1850 in Düsseldorf lebten, vertrauten ihm während ihrer Konzertreisen ihre Kinder an. Wilhelm beteiligte sich rege am kulturellen Leben. Solche Aktivitäten waren bezeichnend für viele Angehörige des Bürgertums, denen nach 1849 der Weg zu politischen Betätigungen versperrt war oder wenig erfolgversprechend erschien. Das deutsche Bürgertum wurde „*unpolitisch*“; arbeitsteilig empfand es die kulturelle Sphäre als seine Domäne und überließ die politischen Niederungen anderen. Von 1868 bis 1875 war Wilhelm Vorsitzender des Düsseldorfer Schützenvereins. Er beteiligte sich 1874 an der Gründung des Stadtmuseums und 1880 des „*Düsseldorfer Geschichtsvereins*“, dessen Ehrenmitglied er vier Jahre vor seinem Tode (1889) wurde. Wilhelm hatte es also geschafft: aus einem Neunkirchener Bauernjungen war ein angesehenes Bürger Düsseldorf geworden.

1866 gab Wilhelm seine aktive Lehrtätigkeit auf, um sich hauptsächlich der Schriftstellerei zu widmen. Bald erschienen in rascher Folge seine „*Erzählungen für Volk und Jugend*“. Er möchte Bildung volkstümlich vermitteln, in leicht lesbarer Form Sagen



Abb. 2: Bei Pempelfort um 1840. Das Bild zeigt, daß auch bei den nahe der Stadt gelegenen Außenbezirken noch eine ländlich-beschauliche Bebauung zu finden war. Skizze von Caspar Scheuren.

und Erzählungen der Heimat sowie historische Stoffe einer großen Leserschaft zugänglich machen. Diese Absicht wird deutlich in Titeln wie: „*Die Kriege des großen Römers Cajus Julius Cäsar gegen Gallien, Germanien und Britannien. Erzählung für Volk und Jugend*“ oder: „*Meister Hansen, der Scharfrichter von Siegburg*.“ Viele seiner Geschichten sind phantastische Abenteuergeschichten vor einem mehr oder weniger historischen Hintergrund, oft in einer einfachen und langatmigen Sprache geschrieben. Einige seiner Spukgeschichten⁶ drehen sich um die Neunkirchener Pfarrkirche St. Margareta und trugen ihm hier den Spitznamen „*Lüch-Herchenbach*“ ein. Wilhelms umfangreiches schriftstellerisches Werk, über 200 Einzeltitel lassen sich nachweisen, wurde weder zu seinen Lebzeiten noch später besonders bekannt. Er erlangte nicht den

Rang eines „bergischen Karl May“. Hier soll uns nur sein Buch: „*Düsseldorf und seine Umgebung in den Revolutionsjahren von 1848–1849*“ interessieren, das er Anfang der 80er Jahre, also über 30 Jahre nach dem Geschehen, vermutlich anhand von alten Zeitungen, Erzählungen und Erinnerungsnotizen, verfaßte.

Wilhelm Herchenbach und die Revolution

In seinem eingangs erwähnten Buch erzählt Wilhelm Herchenbach aus Düsseldorf Sicht chronologisch die Ereignisse vom Februar 1848 bis zum Juli 1849. Unter dem Datum beinahe jeden Tages weiß er etwas zu berichten. Wilhelm versucht den Eindruck strenger Objektivität zu erwecken. Aber er zeigt offen seine verbindliche bürgerli-

che Sicht der Dinge mit ihren Bedenken gegen grundsätzliche Veränderungen und ihrer Angst vor einer wirklichen Revolution. Sein Buch gibt beispielhaft, ja exemplarisch, einen bürgerlichen Blick auf die Ereignisse und macht somit die Grenzen dieser bürgerlichen Revolution schon an ihrem Beginn deutlich. Aus der Sicht eines Mannes, der aus Neunkirchen stammte, eines Bürgers, der sich, aus einfachen Verhältnissen kommend, Rang und Ansehen erarbeitet hatte, soll hier mit Zitaten aus Wilhelms eigentümlicher und lebendiger Sprache versucht werden, einen Eindruck der damaligen Stimmung wiederzugeben. Aus den vielfältig sich überschneidenden Zusammenhängen jener ereignisreichen Monate können nicht alle von Wilhelm behandelten Einzelheiten dargestellt oder gar analysiert werden.⁷ Aber wie sich eine deutsche Revolution in Bewegung setzen konnte, welche Besonderheiten sie hatte, einige der Hoffnungen, Ängste und Erwartungen, die sie an ihrem Beginn im März 1848 im Bürgertum weckte, läßt sich aus der Perspektive Wilhelms gut nachvollziehen.

Wie so viele Menschen seiner Zeit war auch der junge Wilhelm in den 40er Jahren davon überzeugt, daß Veränderungen notwendig, ja unvermeidlich seien und erwartete einen entsprechenden Anlaß. Seine Beschreibung der Jahre 1848/49 beginnt mit einem Rückblick auf das Jahr 1847, in dem, durch Mißernten und Hungersnöte verstärkt, die seit langem wachsende Misere der europäischen Frühindustrialisierung einen Höhepunkt erreichte. Wilhelm beginnt sein Buch mit der Feststellung:

„Das Jahr 1847 zeitigte in den Tiefen der bürgerlichen Gesellschaft das Elend bis zur Reife; aus seinem Schooße stiegen die Flammenhäupter der nachfolgenden Revolution hervor“ (1). Wilhelm sieht die Ereignisse im europäischen Zusammenhang. Er erwähnt Arbeiteraufstände in Frankreich, Bettlerscharen in Flandern, Hungerrevolten in Deutschland. Als „Aschenbrödel Europas“ gilt ihm das „so lange mißhandelte Irland“. Von dort hatte im englischen Parlament Shmith O'Brien berichtet, „mit Donnerstimme“, so will Wilhelm gehört haben, daß in Irland zwischen November 1846 und März 1847 über 200 000 Menschen verhungert seien und ein Fünftel der Bevölkerung dem Hungertod entgegengehe.¹ Solche Nachrichten verbreiteten sich, heizten die Stimmung auf.

Aber so weit hätte Wilhelm gar nicht ausholen müssen. Aus dem ohnehin kühlen Verhältnis der Rheinländer zu Preußen war in den 40er Jahren wegen unterschiedlicher juristischer und kirchenpolitischer Vorstellungen deutliche Abneigung geworden. Mißernten, Preissteigerung, Lohnverfall und Hungersnöte verschärften die soziale Frage auch im Bergischen Land. Der größte Teil der etwa 30 000 Düsseldorfer Einwohner gehörte zur Unterschicht, bestand aus verarmten Handwerkern, Tagelöhnern und Gesinde. Nur 1 228 Bürger verfügten über mehr als 300 Taler Jahreseinkommen und waren seit 1845 wahlberechtigt. Fast 2 000 Handwerksgelesen lebten mit 100 bis 180 Talern am Existenzminimum. Tagelöhner und Fabrikarbeiter verdienten 70 bis 80 Taler. In der großen Krise der 40er Jahre wuchs die Zahl der Arbeitslosen an.

Almosen und Armenverwaltung konnten ihre Not nicht lindern. Das erbarungslose Konkurrenzsystem ruinierte besonders das traditionelle Handwerk. Am 14. Januar 1848 stellte Oberbürgermeister Fuchsius öffentlich fest: „Die Lage der untersten Volksklassen in Düsseldorf nimmt ... die ernste Sorge der ... Gemeindeverwaltung in Anspruch.“⁸ Eine in Düsseldorf 1847 anonym erschienene Schrift schildert ausführlich die dortige Not und sieht ihre Ursachen „in den Auswirkungen der aufziehenden kapitalistischen Welt, in Spekulation und Wucher, und in der fast völligen Schutz- und Rechtlosigkeit des Arbeiters gegenüber dem Kapital“. Hilfe könne nach Meinung des Autors „nur vom Gesetzgeber und durch ‚Association im Volke‘ selbst kommen.“⁹ Wilhelm geht auf dieses Problem in der eigenen Stadt nicht ausführlich ein, sondern umschreibt eine allgemeine Stimmung: „es ging ein Sehnen nach besseren Zuständen durch die Welt. ... Ein ungewisser Drang nach besseren Verhältnissen zog durch die Herzen, das Jahr 1848 fand also die Gemüther zu den schlimmsten Ausschreitungen vorbereitet“ (1).

Wo Vorschläge zur grundsätzlichen Veränderung der Gesellschaft zur Sprache kommen, fürchtet Wilhelm sie. Vermutlich vertraut er, wie damals die meisten liberalen Bürger, auf die integrierende Kraft der bürgerlichen Gesellschaft, die im Verein mit technischem und wirtschaftlichem Fortschritt mit der Zeit automatisch genügend Arbeit und Brot, mithin auch den Zugang zu Eigentum für den Großteil der Menschen schaffen sollte. Die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft bleibt für Wilhelm maßgeblich, die Sorge um die

Sicherheit von Besitz, Eigentum, Recht und die öffentliche Ruhe bestimmen sein Denken. Allerdings wünscht auch er politische Rechte und bürgerliche Freiheiten. Er wünscht bessere Verhältnisse und fürchtet Unordnung, die „Flammenhäupter“ der Revolution.

Was Wilhelm mit diesen furchterregenden „Flammenhäuptern“ meint, wird aus seiner Schilderung Ferdinand Lassalles deutlich, der sich 1848/49 in Düsseldorf mit sozialistischen Forderungen hervortat. Schon auf der zweiten Seite seines Buches erwähnt er im Zusammenhang mit dem Prozeß vor dem Kölner Schwurgericht im Februar 1848 Lassalle, der dort mit Oppenheim und Arnold Mendelsohn die Interessen der Gräfin Hatzfeld gegen ihren Ehemann vertrat. Solch öffentliches Aufbegehren einer Frau gegen ihren Gatten war ungewöhnlich, rüttelte an den Grundlagen der bürgerlichen Welt und erregte Verdacht. „Eine unflätige Broschüren-Literatur deckte die Eheheimnisse zwischen dem Grafen Hatzfeld und seiner Gattin auf, so daß diese private Angelegenheit zu einem öffentlichen Skandal wurde“, schreibt der sittenreine Wilhelm, nicht ohne zu unterstreichen, daß dadurch „Lassalle in einem sehr schlimmen Licht erschien“ (2). Obwohl Lassalle vor dem Kölner Schwurgericht freigesprochen wurde, kann sich Wilhelm nicht zurückhalten zu schreiben, der Prozeß habe deutlich gemacht, „daß Lassalle der Letzte war, welcher den Beruf hatte, als Regenerator der sozialen Verhältnisse aufzutreten. Der heutige Sozialismus, dessen eigentlicher Vater Lassalle ist, hat also aus einer schmutzigen Quelle geschöpft“ (85). Für Wilhelm ist im weiteren Verlauf

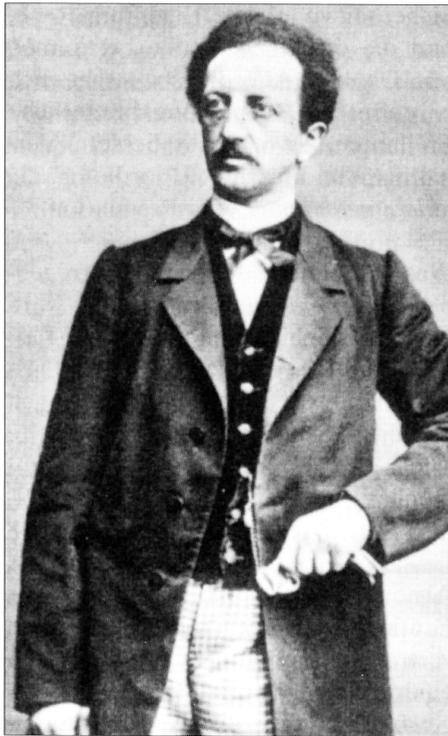


Abb. 3: Ferdinand Lassalle.

der Ereignisse Lassalle ein Aufwiegler des Volkes, das „in sich selbst kaum das Bedürfnis, Revolution zu machen“ (74) habe. Menschen wie Lassalle versprachen eine „schränkenlose Freiheit“, zu der „die Masse des Volkes noch lange nicht reif“ sei. Die Gräfin Hatzfeld, Lassalle, Wulf und Anneke bezeichnet er als „Agitatoren“ (104). Sie waren Vertreter der politischen Linken, die sich 1848 in Düsseldorf im Volksklub, in einem Arbeiterverein und als Republikaner mit zusammen mehreren tausend Mitgliedern organisierten. Nur „bei diesem kleinen Häuflein bestand die wirkliche Absicht, die Revolution heraufzubeschwören“ (75). Und kopfschüttelnd schreibt Wilhelm: „Die Gräfin scheute

sich nicht, öffentlich zum Volk zu reden und ihre Tendenzen mit großer Vorliebe besonders Bummlern und Tagedieben aufzutischen. ... Lassalle war vorsichtiger, er stellte sich selten so in den Riß, daß man ihn sehen und fassen konnte, aber im Geheimen war er von Allen die Triebfeder, aber auch von Allen der Klügste“ (75). Wilhelm fürchtet, durch die Erfüllung sozialer Forderungen entstünden „Unordnung und Vermögensschäden“. Den politischen Organisationen der Arbeiter unterstellt er „niedrige Motive“ (82) – Sozialneid – und hält ihnen die Freuden des bürgerlichen Lebens, Kunstausstellungen oder die fröhlichen Feste der Turner-, Schützen- und Gesangvereine entgegen, deren folkloristischer Patriotismus, wie während des Schleswig-Holstein-Krieges 1848, unversehens auch militante Züge annehmen konnte.

Im Anschluß an den ihn empörenden Skandal um die Gräfin Hatzfeld in seiner Heimat erwähnt Wilhelm zum Beginn des Jahres 1848 die sich ausbreitenden Unruhen in Rom, Mailand und Padua und den „Lola-Montez-Skandal“ in München. Aber „in Düsseldorf ging es noch recht gemüthlich her“, schreibt er zufrieden, „Ernst Mahner, der Gesundheitsapostel, schwamm zur Veranschaulichung seiner Lehren zwischen den Eisschollen im Rhein umher und die Dotzmühle ... gab ihre Karnevalsitzungen mit übersprudelndem Witz und Humor“ (3). In Frankreich spitzte sich seit dem 9. Februar die Situation zu, dort hatte man den Humor verloren und warf die Normalität über den Haufen. Für Wilhelm nehmen die dortigen Ereignisse „drohende Gestalt“ (3) an. Er schildert die blutigen

Straßenkämpfe vom 22. bis 23. Februar, an deren Ende der König vertrieben und die Republik ausgerufen wurde und, was ihn tiefer beeindruckt, Paris ein „wahrhaftes Bild der Zerstörung“ bot, „überall lagen Leichen, umgehauene Bäume, mit Blut übergossene Barricaden“ (7). Durch eine Extrabeilage der Düsseldorfer Zeitung erfuhren die Düsseldorfer schon am 27. Februar von dem Umsturz in Frankreich.

Während es nun in ganz Europa zu gären begann, meldet uns Wilhelm: „In Düsseldorf beschränkte sich die Unzufriedenheit einstweilen noch auf Proteste gegen das massenhafte Fällen von Bäumen im Hofgarten“ (7). Während in Belgien der Aufruhr begann, Ende Februar Südwestdeutschland von Unruhen erfaßt wurde, in Hanau bereits eine Bürgerwehr gebildet wurde und der Bundestag sorgenvoll die Deutschen zu Eintracht und Ordnung aufrief, soll in Düsseldorf „alles beim Hergebrachten“ geblieben sein. Der Gemeinderat tagte wie üblich, ein Professor hielt einen botanischen Vortrag und ein Zauberkünstler unterhielt die Leute, „nur [!] die Nationalcocarde machte sich breit und steckte an jedem Hute“, bemerkt Wilhelm. Aber noch glaubt er: „die Cocarde war nur eine Mode, welche nicht mehr zündete, als ... irgend ein anders rasch beliebt gewordenes Spielwerk“ (7).

Wilhelm schildert uns die Düsseldorfer als ruhiges, gemüthliches Völkchen, das keine Veranlassung gehabt habe, von alleine aufrührerisch zu werden. Sie wurden verführt. Diesbezüglich erwähnt Wilhelm immer wieder die unruhigere Nachbarstadt. „Die Bewohner

von Köln hatten es mit der Revolution eiliger“ (7). Kaum waren dort die Pariser Ereignisse bekannt geworden, kam es am Donnerstag, den 2. März, auf dem Altermarkt zu einem Menschenauflauf, Polizei und Militär erschienen auf dem Platz, aber die Leute liefen lachend auseinander – sie wollten sich den Maskenzug zu Weiberfastnacht nicht verderben lassen. Aber es soll auch schon Aufruhr gepredigt worden sein. Wilhelm will von einem Freund gehört haben, daß der aus der Armee entlassene Offizier Fritz Anneke „auf öffentlicher Straße seine Rede an Jungen und Lehrlinge gehalten und letztere besonders klar gemacht, daß sie nicht zu thun brauchten, was ihnen die Meister befahlen und was nicht mit ihrer Stellung als Lehrling zusammenhänge. Mein Freund hatte bei dieser Rede den Kopf geschüttelt und gedacht, der Mann müsse nicht ganz bei Sinnen sein“ (8). – Wir sehen, die entstehenden Unruhen rütteln am Fundament der bürgerlichen Gesellschaft. Nicht nur das Volk, der „große Lämmel“, wie Heine es einmal nennt, sondern auch Frauen und Lehrlinge werden gegen ihre gottgegebene Obrigkeit, gegen Ehemänner und Meister aufgewiegelt.

Am folgenden Tag, Karnevalsfreitag den 3. März, wurde es ernst in Köln. Wie in zahlreichen deutschen Städten so wurden auch am Rhein sogenannte „Märzforderungen“ erhoben, mit denen z. B. die Aufhebung aller Einschränkungen politischer Rechte, die Beseitigung der Zensur, allgemeines und gleiches Wahlrecht und nationale Einheit verlangt wurden. Aus Furcht vor Gewalttaten versuchten die Honoratioren im Kölner Stadtrat schleunigst

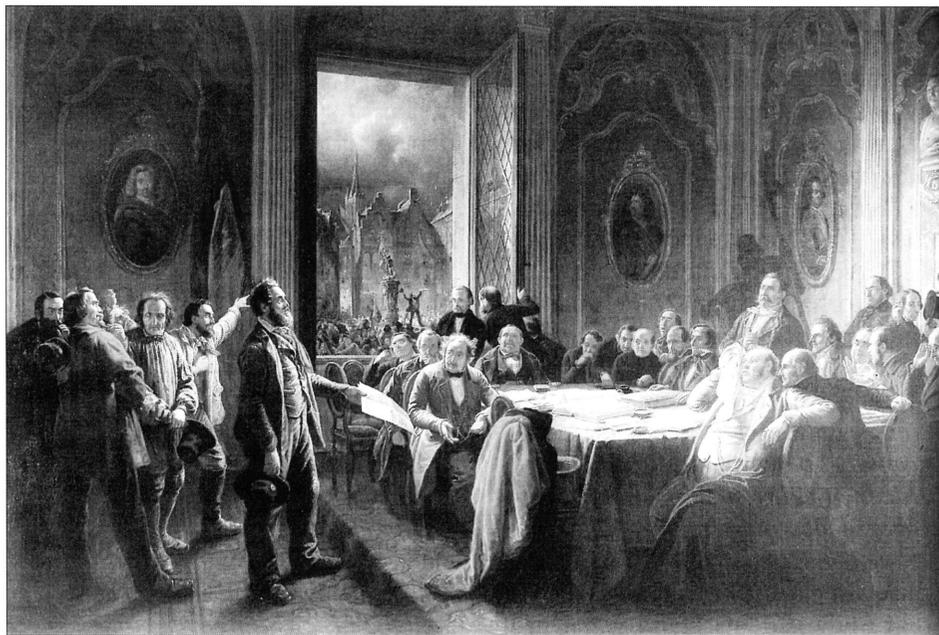


Abb. 4: Arbeiter und Stadtrat, um 1849, Ölbild (Kunstmuseum Düsseldorf).

eine zeitgemäße Bittschrift an den König zu verfassen. Ihre Bitte um Gewährung bürgerlicher Freiheiten war durchaus im Rahmen konstitutioneller Reformbestrebungen. Dies war nicht mehr genug. „Das Volk war über Nacht zur Erkenntnis seiner Bedürfnisse gekommen,“ kommentiert Wilhelm ironisch, es „rottete sich zusammen, warf Plakate unter die Menge und bestürmte das Rathaus“ (9). Vor dem Kölner Rathaus hatten sich tatsächlich etwa 5 000 Menschen unter der Führung des Armenarztes Dr. Gottschalk versammelt. Eine Abordnung von ihnen wurde ins Rathaus gelassen und Gottschalk übergab dort nicht Bitten, sondern „Forderungen des Volkes“ und verlangte vom Rat, diese Forderungen gutzuheißen und in Berlin zur Sprache zu bringen. Denn auch die Arbeiter,

für die er spreche, wünschten die Freiheit für alle, aber dafür müsse zuerst die Armut abgeschafft werden. Gottschalk fragte die Ratsherren: „Wie können wir frei sein, solange der leibliche Bedarf alle unsere Sorgen verschlingt?“¹⁰ Die „Forderungen des Volkes“ lauteten:

1. Gesetzgebung und Verwaltung durch das Volk. Allgemeines Wahlrecht und allgemeine Wählbarkeit in Gemeinde und Staat.
2. Unbedingte Freiheit der Rede und Presse.
3. Aufhebung des stehenden Heeres und Einführung einer allgemeinen Volksbewaffnung mit vom Volk gewählten Führern.

4. Freies Vereinigungsrecht.
5. Schutz der Arbeit und Sicherstellung der menschlichen Bedürfnisse für Alle.
6. Vollständige Erziehung der Kinder auf öffentliche Kosten.

Hier verbinden sich bürgerliche Wünsche nach politischen Rechten und Mitbestimmung mit sozialen Forderungen. Letzteres ging dem Bürgertum zu weit, schon wegen der zu erwartenden Kosten. Im Rathaus wurde sofort heftig gestritten. Gottschalk mußte sich von einem empörten Rat sagen lassen: „Was sie verlangen, geht zu weit, das ist die Republik!“ Darauf erwiderte Gottschalk, er sei für eine Monarchie auf demokratischer Grundlage. Draußen verlas derweil der Ex-Offizier Anneke die „Forderungen des Volkes“, verteilte Flugblätter, auf denen sie gedruckt waren, unter die Leute und erhielt dafür lauten Beifall. Für Wilhelm war es ein „furchtbares Gebrüll“ (9), denn diese Forderungen gingen auch ihm zu weit. Während drinnen und draußen turbulent diskutiert wurde, erschien unaufgefordert Militär, vertrieb die Leute und löste die Stadtratsitzung auf. Die „Forderungen des Volkes“ wurden am 4. März in der „Kölnischen Zeitung“ abgedruckt und gelangten am gleichen Morgen nach Düsseldorf.

Während das Düsseldorfer Bürgertum, will man Wilhelm glauben, einen Krieg Deutschlands, Österreichs und Rußlands gegen Frankreich erwartete, also das Einschreiten der Heiligen Allianz gegen die neue Republik, gelangten auch aus Mainz, Kassel, Karlsruhe,

München oder Frankfurt „auführerische Druckschriften“ nach Düsseldorf. „Aus allen Städten Deutschlands liefern beständig Zeitungsnachrichten über steigende Unruhen und stärkere Gährungen ein“. Aus Mannheim will Wilhelm gehört haben, dort „zogen ... Haufen von Proletariern umher, sangen Freiheitslieder und trugen dreifarbige Schleifen zur Schau.“ Die „Bewegung ... war so allgemein, daß selbst das aus den Wagons steigende Militär ausrief: „Es lebe die Preßfreiheit!““ (12). Bürger begannen sich selbst zu bewaffnen und in Bürgerwehren zu organisieren. Dies war für die deutschen Verhältnisse ein unerhörter Erfolg, die bewaffnete Macht fürstlicher Willkür schien gebrochen. Die deutschen Städte bestürmten ihre Landesregierungen mit einer Flut von Petitionen. Seit langem hatten sich die entsprechenden Wünsche gebildet und wurden nun laut und deutlich ausgesprochen.

Auch in Düsseldorf bildete sich schon am 3. März unter der Leitung des Anwalts Hugo Westendonk ein Komitee, das mit einer Bittschrift den König „um eine wahrhafte Volksvertretung“ bat. Diese Bittschrift erhielt am gleichen Tag 500, in den folgenden Tagen weitere 600 Unterschriften, auch der Gemeinderat unterstützte diese Petition.¹¹ In Düsseldorf „regte sich am 5. März hier und dort“, so schreibt Wilhelm dazu, „ebenfalls das Verlangen nach Freiheit“. Aber während im „übrigen Deutschland ... die Bewegung immer weiter um sich griff“, schildert uns Wilhelm Düsseldorf als einen Hort von Ruhe, Frieden und Ordnung. Stolz schreibt er: „Die Nachrichten von Gewalttätigkeiten überstürzten sich; natür-

tet Unheil und Verwüstung an ... ' Verblüfft schwiegen sie still, da fuhr er fort: „Es geht das Gerücht, ihr wollt Wagner, der eine kranke Frau hat, das Haus stürmen. Ich bitte und beschwöre euch, laßt diesen Schandfleck nicht auf eure Handwerksehre kommen; ihr wollt doch keine Mordbrenner und Räuber sein? Wer ein braver Preuße und treuer Handwerksmann ist, der folge mir durch die Stadt, ohne ein Haus zu betreten, ohne Brantwein zu trinken, und wenn wir mit so vielen tausend Menschen mit Gottes Hilfe in Ruhe und Ordnung durch die Stadt sind, dann sag ich euch mehr“ (27). Und „Heil, unsrem König Heil!“ singend zog die Menge geordnet durch Solingen hindurch. Vor der Stadt führte Knecht sie in ein Wirtshaus, dort trank man Bier und ging auseinander. Peter Knecht sagte den Leuten nichts mehr, außer vielleicht: „Es lebe der König.“ Was hätte er ihnen auch versprechen sollen? Arbeit und Brot? Die einfachen Leute suchten ein Sprachrohr, fanden aber keines, und fuhren fort, umliegende Fabriken zu zerstören. So kann Wilhelm von seinem Musterbürger schreiben: „Das Eigenthum seiner Mitbürger hatte er vor der Vernichtung bewahren können, aber die außen liegenden Fabriken vermochte er nicht zu schützen“ (27).

Als am nächsten Tag wieder Arbeiter aufzogen, überredeten seine Mitbürger den vertrauenerweckenden Knecht, wieder vor die aufgebrachte Menge zu treten. Wieder versuchte er es mit Bier und dem Lied: „Heil, unsrem König Heil!“ Aber diesmal ließ man sich nicht so leicht beschwichtigen. Ein Mann rief ihm zu: „Ihr könnt uns wohl zur Ruhe

bringen, aber gebt uns auch zu essen“ (28). Andernfalls drohte er mit Plünderungen. Darüber wird Peter Knecht ungehalten und brüllt zurück: „Nehmt euch in Acht ... Ich habe mich in meinem Leben noch nicht bange machen lassen und wenn Du noch einmal sprichst, so schlag ich Dir den Hirnkasten ein“ (29). Auch ein anderer Mann wollte die „Rose blühen sehen“, d. h. das Haus „zur Rose“ eines Industriellen plündern und brandschatzen. Wieder andere schrien zu Knecht: „Um Gotteswillen sorgt, daß wir Arbeit und Brod bekommen und daß das Waarenzahlen aufhört!“ (29). Knecht versprach, ihnen gemeinsam mit allen „braven Kaufleuten“ zu helfen, aber jetzt sollten sie gewaltlos heimgehen, was die Meisten ihm mit „Handschlag“ versprachen. Unterdessen waren auch Dragoner und Husaren in die Gegend gekommen und unterbanden weitere Ausschreitungen. Die Gemeinde bewilligte 600 Taler für die Unterstützung brotloser Arbeiter.

In der deutschen Revolution von 1848 ging es gleichzeitig um nationale Einheit, bürgerliche Freiheit und auch um soziale Gerechtigkeit. Diese drei Ziele zu vereinen gelang nicht nur nicht, sondern die Zielsetzungen gerieten in Konflikt, wurden gegeneinander ausgespielt und die in ihrer Gegnerschaft zur fürstlichen Willkür kurzfristig geeinte Opposition spaltete sich. Schnell wurde die Nation zum zunächst alle Schichten verbindenden Symbol für Freiheit und Gerechtigkeit. Aber der eigentliche europäische Nationalismus gehört in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, genau genommen in sein letztes Drittel. Die europäischen Volks-



Abb. 5: Einheitsfest am 6. August 1848.

bewegungen, die im Jahr 1848 ihren Höhepunkt erlebten, stehen unter dem Zeichen des „Völkerfrühlings“, in dem das Verlangen nach nationaler Unabhängigkeit gleichbedeutend war mit dem nach freiheitlichen Verfassungen und Rechtsordnungen. Im Völkerfrühling war das republikanische Frankreich nicht nur für das zersplitterte Deutschland beispielhaft, sondern Deutsche verfolgten mit Italienern, Polen und

Ungarn bewußt gemeinsame Ziele gegen die europäischen Fürstenfamilien und blickten manchmal sehnsuchtsvoll hinüber zu den nordamerikanischen Freistaaten. Und auch Immanuel Kant hatte schon 1795 in seinen Gedanken „Zum ewigen Frieden“ einen Völkerbund von Republiken gefordert.¹⁴

Die nationale Einheit mit Verfassung und demokratisch legitimierter Volks-

vertretung wurde sofort eines der wichtigsten Themen von 1848. Unter dem 10. März, also acht Tage nach Beginn der Unruhen in Deutschland, schreibt Wilhelm: „Der Ruf nach Einheit und Freiheit ertönte immer lauter in den Gauen Deutschlands“ (17). In diesem Zusammenhang von Einheit und Freiheit muß die nationale Begeisterung jener Tage gesehen werden, als sich im März sogar der Bundestag in Frankfurt zur deutschen Fahne bekannte. Hier möge man mir verzeihen, ein längeres, für die begeisterte Zeitstimmung bezeichnendes Zitat von Wilhelm wiederzugeben. Unter dem 16. März schreibt er: „Von Frankfurt kam die Nachricht, daß die schwarz-rot-goldne Fahne auf dem Bundespalast wehe. Das so lange verfolgte und gefürchtete Zeichen war also plötzlich legitim geworden. Die nächste Folge war, daß Jeder das Zeichen der Freiheit in Form einer gleichfarbigen Cocarde tragen wollte. Der Enthusiasmus für die so lange verfehlten Farben wurde mit einem Male so überschwänglich, daß die Fabriken nicht genug fabrizieren konnten. Bald waren die Cocarden an allen Schaufenstern ausgelegt. Da konnte es also nicht fehlen, daß sich jeder, der nicht ganz in den alten Formen verknöchert war, mit den schwarz-rot-goldenen Farben schmückte. Auch die Damen wollten im Patriotismus nicht zurückbleiben; sie erschienen mit Schleifen, Bändern oder sonstigen Abzeichen in dem plötzlich zu so hohen Ehren gekommenen Schwarz-Rot-Gold, und es dauerte nicht lange, so sah man keinen Schulbuben mehr ohne dieselben. / Bei dem Zeichen der Einheit aber blieben die deutschen Stämme nicht stehen, sie wollten alle unter einem Hut vereinigt

sein, ein einiges großes Deutschland ohne sperrende Grenzen bilden, welches mit vereinter Macht jeden äußeren Feind zurückschlagen und dem Ausland Gesetze vorschreiben könne“ (21). Dieser letzte Gedanke ist vermutlich späteren Ursprungs, denn Wilhelm hat sein Buch ja erst 1882 beendet, unter dem Eindruck der kriegerischen Reichsgründung von 1871 und dem Berliner Kongreß von 1878, dem damaligen Höhepunkt deutscher Außenpolitik, der die internationale Anerkennung des neuen Reiches bedeutete, indem dort Bismarck, angeblich als „ehrlicher Makler“, die Interessengegensätze der europäischen Staaten schlichtete. Deutschland und seine Farben sind ein schwieriges Kapitel. Und auch Heinrich Heine schreibt im Vorwort zu seinem „Wintermärchen“ (1844) zwiespältig über die Farben seiner alten Burschenschaft. Er ist sich sicher, daß sein Gedicht „das Mißfallen dieser heldenmütigen Lakaien in schwarz-rot-goldner Livree“ erregen wird. „Ich höre schon ihre Bierstimmen: du lästerst unsere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzosen“. Und doch hält er ihnen im Sinne des Völkerfrühlings entgegen: „Pflanzt die schwarz-rot-goldene Fahne auf die Höhe des deutschen Gedankens, macht sie zur Standarte des freien Menschentums, und ich will mein bestes Herzblut für sie hingeben.“¹⁵

Auch Wilhelm weiß, daß die genauen Ziele und Mittel der deutschen Volksbewegung von 1848 unklar waren. Aber für ihn steht fest, „daß die Rechte der Fürsten beschränkt, diejenigen des Volkes erweitert und eine allgemeine Berathung mit den Fürsten und dem

Volk, also eine deutsche gesetzgebende Versammlung mit Volksdeputierten stattfinden müsse“ (21). Darüber waren sich beinahe alle einig, über Details mußten Diskussionen, Verhandlungen und Mehrheiten entscheiden. Aber für ein gesamtdeutsches Vorhaben war die Mitarbeit Preußens, des größten deutschen Einzelstaates, unerlässlich. Jedoch die Berliner Regierung zeigte in den ersten Märzwochen kein Entgegenkommen. Wilhelm vermutet: „Wahrscheinlich glaubte man in Berlin, daß die hochgehenden Wogen der Aufregung sich ... legen und ... die Gemüther vollständig beruhigen würde(n)“. Doch sogar Wilhelm erinnert sich nun an das alte Verfassungsversprechen aus den Freiheitskriegen: „Aber die leitenden Staatsmänner vergaßen, daß die Forderungen des Volkes auf alten Versprechungen beruhten und daß sich dasselbe seit länger als dreißig Jahren mit der Hoffnung der Erfüllung trage. Der deutsche Michel hat einmal die Schlafmütze von den Ohren gezogen und wurde nun, da er ganz erwachte, sehr ungebärdig. Er verlangte, daß endlich Wort gehalten werde“ (22). Angesichts wachsender Unruhen und einer Flut von Petitionen und Bittschriften bekannte sich Mitte März verspätet der preußische König Friedrich Wilhelm IV. zum Verfassungsgedanken. Dieses Entgegenkommen reichte nicht mehr aus. Sogar unser biederer Wilhelm kommentiert unter dem 15. März: „Aus diesem Patent ging deutlich ... hervor, daß man in Berlin den furchtbaren Ernst der Lage nicht begriff. Vertröstungen ... und so geringe Zugeständnisse, die alles im Ungewissen ließen, konnten die Gemüther“ (20) nicht beruhigen. Wachsende Unzufriedenheit, teils gewalttä-



Abb. 6: Heinrich Heine, Zeichnung von Franz Kugler, 1829.

tige Ausschreitungen in Magdeburg, Breslau oder Dresden ließen sich nicht mehr verhindern. Die Revolution hatte auch Wien erreicht und Metternich gestürzt.

Wie zugespitzt die Situation war, zeigen am 18. März die Ereignisse in Berlin. Während einer friedlichen Demonstration vor dem Berliner Schloß, die biedereren Berliner wollten eigentlich dem König für seine kleinen Zugeständnisse danken, lösten sich versehentlich zwei Schüsse, die niemanden verletzten. Aber sofort kippte die Stimmung um, der König lasse auf das Volk schießen, hieß es. Aus einer versöhnlich gestimmten Versammlung wurde eine kampfbereite Masse. „Aus tausend Kehlen ertönte der Ruf: ‚Zu den Waffen!‘“ (30). Auch Wilhelm kann seine Bewunderung für den bewaffneten Kampf der Berliner nicht verbergen. „Gegen Abend erneuerte sich der

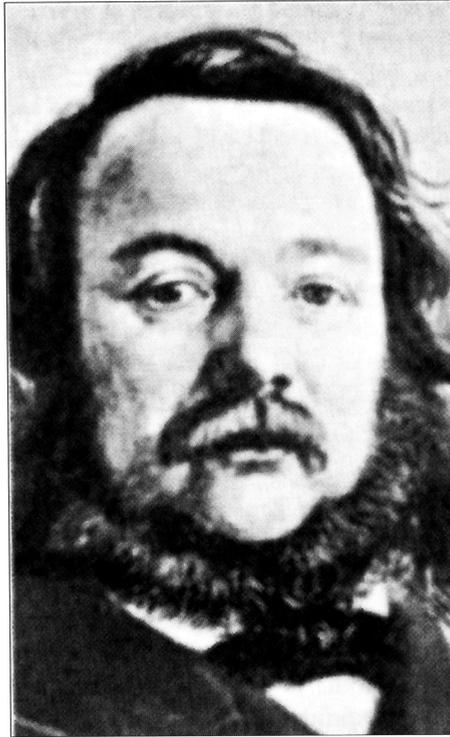


Abb. 7: Ferdinand Freiligrath.

Kampf in allen Straßen, und wie durch Zaubermacht erhoben sich allenthalben Barrikaden, welche mit einer beispiellosen Tapferkeit und Todesverachtung vertheidigt wurden. Das Gemetzel war äußerst blutig“ (31). Es entbrannten heftige Straßenkämpfe, an deren Ende über 250 Tote liegenblieben und der König nachgab, die Truppen aus der Stadt abgezogen wurden. Herkömmliche Beschwichtigungsversuche fruchteten nicht mehr. Wilhelm schreibt: „man konnte es nicht vergessen, daß mit Kanonen auf das Volk gefeuert worden war“ (31). Dies war auf Veranlassung des deswegen als „Kartätschenprinz“ verschrieenen späteren Kaisers Wilhelms I. geschehen.

Wilhelm Herchenbachs Position zu den Ereignissen bleibt gespalten. Als nach den Kämpfen am 19. März Tote und Verwundete in das Schloß gebracht wurden und der König gezwungen war, sich vor ihnen mit entblößtem Haupt zu verneigen, bemerkt Wilhelm dazu: „Es war ein höchst peinlicher Auftritt, der jeden Patrioten tief in's Herz schneiden mußte“ (31). Sollte unser Wilhelm den Enthusiasmus seiner Jugend, der vereinzelt deutlich anklingt, vergessen haben und sich, nachträglich klug geworden, auf die Seite der Sieger geschlagen haben? Mit Möbelwagen wurden immer mehr Leichen vor das Schloß gefahren und die Menge sang den Choral „Jesus meine Zuversicht ... So war's! Die Kugel in der Brust, die Stirne breit gespalten, ... Ein ‚Eisen meine Zuversicht!‘ wär' paßlicher gewesen!“¹⁶ So beschreibt Ferdinand Freiligrath in seinem Gedicht „Die Todten an die Lebenden“ jene Szene. Wilhelm kannte Freiligrath, der seit April 1848 in Düsseldorf lebte, und beschreibt ihn als einen Mann, der als „Dichter beim Volk in großer Achtung stand“ (98), in der Stadt „Ruhe und Muße“ zur Arbeit gefunden habe und abends „schweigsam“ beim „Bier“ in der „Zollstraße“ saß. Aber hinter dieser ihm gewiß sehr sympathischen Erscheinung vermutet Wilhelm eines der von ihm gefürchteten „Flammenhäupter“, denn Freiligraths „Feder trieb Politik in poetischer Form“, er sei ein „Republikaner vom reinsten Wasser“ (97). Sein Gedicht „Die Todten an die Lebenden“ war in Düsseldorf in mehreren tausend Exemplaren verbreitet worden und rief „große Aufregung“ hervor. Freiligrath wurde deshalb verhaftet und vor Gericht gestellt; von den

Geschworenen freigesprochen wurde er von einer jubelnden Volksmenge durch die Stadt geleitet.

Nach den Kämpfen bat der König am 19. März mit seiner Proklamation „An meine lieben Berliner“ um Versöhnung. Mit der Proklamation „An mein Volk und die deutsche Nation“ vom 21. März bekannte sich der Monarch zur deutschen Einheit und zu den deutschen Farben. Am 22. März folgte schließlich die Proklamation über Volksvertretung und Bürgerrechte, die das Versprechen enthielt, Preußen zum liberalen Verfassungsstaat umzubauen. Die Revolution war in Berlin angekommen. Die liberale und nationale Bewegung schien nun auch in Preußen gesiegt zu haben.

Jeden Tag eine neue Situation, die Nachrichten überschlugen sich, wurden eilig verbreitet, per Telegraph und Eisenbahn. Schon am Abend des 19. März kam mit der Eisenbahn ein Extrablatt der „Allgemeinen Preußischen Zeitung“ in Düsseldorf an und man erfuhr vom Sieg auf den Barrikaden Berlins. Dazu ausführlich Wilhelm: „Mit Blitzesschnelle ging diese Nachricht durch die Stadt; Rotten von Menschen durchzogen mit Fahnen die Straßen, sangen patriotische Lieder ... Mit einem Zauberschlag entstand eine allgemeine Illumination. Jubel ertönte in allen Straßen und Häusern. ... An den Häusern der Volksfreunde ließen die Vorüberziehenden donnernde Hochrufe erschallen, während an den Wohnungen unbeliebter Persönlichkeiten laut gepfiffen wurde. Plötzlich vereinigten sich die Bürger zu einem Fackelzug ... Freude herrschte auf allen Gesichtern. ... Die

schwarz-rot-goldene Fahne ... wehte auf der Spitze des Rathauses. Sie sollte ein Zeichen sein, daß die ganze Stadt mit dem demokratischen Oele gesalbt sei. ... Allen war es, als sei ein neuer Völkerfrühling aufgegangen“ (33). In den Wirtshäusern sammelte man Spenden für die Hinterbliebenen der in Berlin Gefallenen. Durch jede neue Nachricht erhielt der „Drang nach Freiheit“ (34) neue Nahrung. Am 20. März wurde Düsseldorf wieder erleuchtet, viele Häuser beflaggt, eine Bürgerwehr gebildet und eine Bürgerversammlung abgehalten. Überall in den rheinischen Städten wurde vergleichbar gefeiert. Aus Köln berichtet Wilhelm, daß die deutsche Fahne, nach beim Erzbischof eingeholter Genehmigung, auf dem Domkran gehißt wurde. Über 10 000 Menschen schauten zu. „Als sie nun als ein Zeichen der Einheit Deutschlands im Sonnenschein zu flattern begann, da erhob sich unermesslicher Jubel ... Aus den geöffneten Fenstern wehten die Damen mit ihren Taschentüchern“ (36). Lange läuteten die Glocken und zum Abschluß der Feier wurde Ernst Moritz Arndts Lied gesungen: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Auch hier, wie bei Schillers Räuberlied, möchte ich einige Zeilen wiedergeben, um die dazugehörige Stimmung anzudeuten: „Was ist des Deutschen Vaterland? / Ist's Preußenland? Ist's Schwabenland? / Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht? / Ist's, wo am Belt die Möwe zieht? / O nein, nein, nein / Sein Vaterland muß größer sein.“ Hoffmann von Fallersleben's „Lied der Deutschen“ war zwar schon 1841 geschrieben worden, aber 1848 noch nicht maßgeblich, erst 1919 wurde es die Hymne der Republik. Damals, im März 1848, suchte man nach

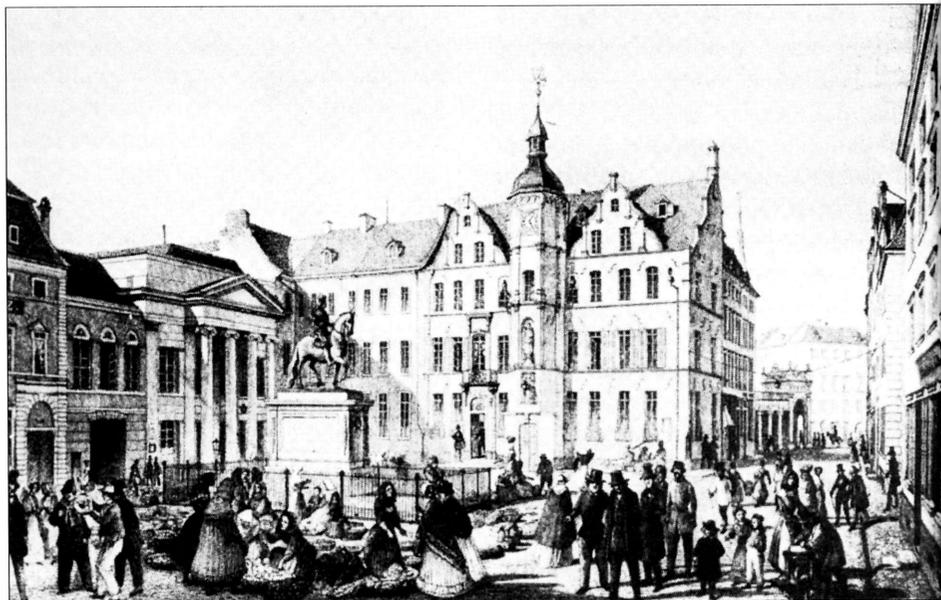


Abb. 8: Marktplatz von Düsseldorf um 1848. Rechts im Hintergrund die Hauptwache, wo es am 9. Mai 1849 zu Straßenkämpfen kam.

Symbolen und Liedern, die heute, wenn nicht vergessen, so doch teils abgetan – auch mißbraucht – scheinen, weshalb wir oft kaum noch verstehen, was damals, als noch so vieles offen und möglich schien, mit ihnen gemeint war. Die Nation galt als Symbol der Freiheit, die noch für wichtiger galt, als einzelne Staaten und ihre Herrscher. Aber auf die sozialen Fragen, die durch die Gewährung bürgerlicher Freiheiten nicht automatisch gelöst wurden, hatten liberale und nationale Bürger wie Wilhelm keine schlüssige Antwort. Sie fürchteten das Aufbegehren der „arbeitenden Klasse“, wie Wilhelm sie nennt, das Gespenst der „rothen Republik“ (104) ging um und erregte Angst. Das Rot sowohl in der französischen wie in der deutschen Trikolore war für viele Bürger beängstigend und ließ sie, die Räuber zu fürchten hatten, Schutz

bei den traditionellen Mächten der Monarchie suchen.

Wilhelms schwankende Haltung zu Revolution und Königtum, zwischen Hoffen und Beharren, macht folgende Begebenheit anschaulich. Obwohl sogar die Mehrheit des Gemeinderates und der Bürgerwehr es abgelehnt hatte, den König, der am 14. August 1848 Düsseldorf besuchte, zu empfangen, konnte Wilhelm, der sich „damals selbst Demokrat“ (98) nannte, der Verführung nicht widerstehen, mit dem Männergesangsverein dem König während des Abendessens im „Jägerhof“ Lieder zu singen. Auf dem Weg zu diesem Ständchen mußte er sich von einem anderen Demokraten als „Fürstenknecht“ (98) beschimpfen lassen. Für Wilhelm wurde der Ruf nach Freiheit verdächtig. „Jeder beschäftigte sich

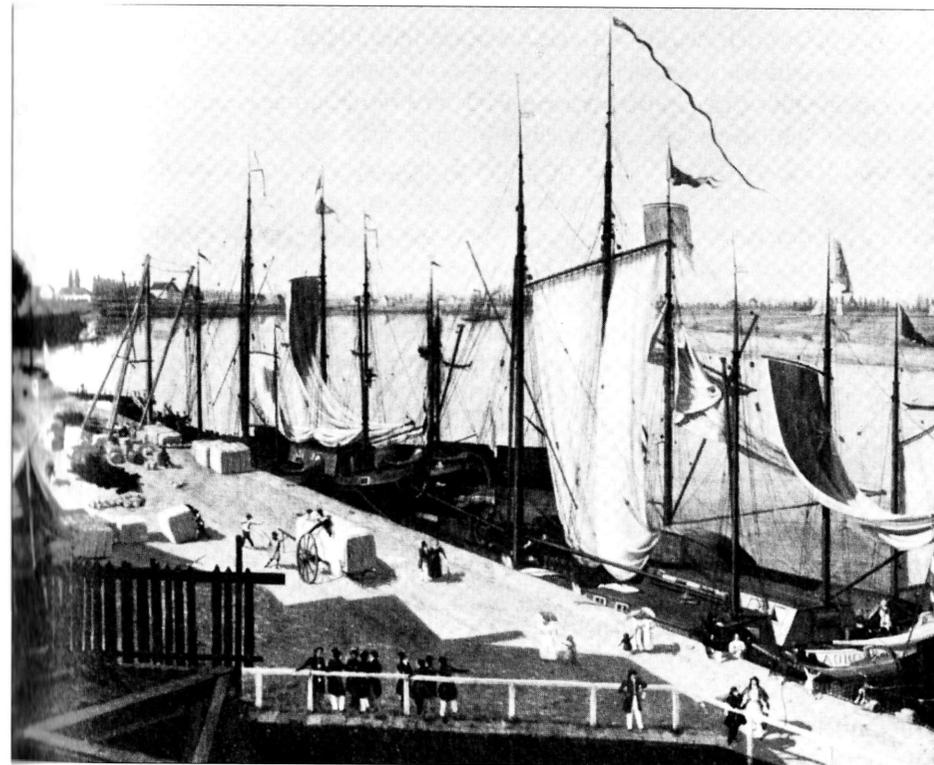


Abb. 9: Lastschiffe am Düsseldorfer Rheinufer, 1832.

mit Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten, oder fühlte sich berufen, den Behörden Ratschläge und Fingerzeige zu geben“ (59). Dies wurde dem guten Wilhelm doch zuviel, stiftete belingstige Verwirrung. „Denn das Gros des Volkes“, schreibt der gebildete Wilhelm, „hatte nicht die geringste Kenntnis von politischen Bedürfnissen. Plötzlich von der Kette des Absolutismus losgelassen, wußte es von seiner Freiheit keinen Gebrauch zu machen“ (62). Und drastisch schreibt er: „In der Volksversammlung wurde viel gelehrter Kohl gesprochen“ (61). Ansonsten erwähnt er die vielschichtigen Verhandlungen der Paulskirche mit

keinem Wort. Statt dessen beschreibt er ausführlich den umjubelten Umzug des Königs am 21. März durch Berlin. Nach dem Schock der Straßenkämpfe gab sich Friedrich Wilhelm IV. den Anschein, in Zukunft für die Freiheit und Einheit Deutschlands eintreten zu wollen, wobei er aber auch nachdrücklich und von Wilhelm fett hervorgehoben, versicherte: „ich will Ordnung, das schwöre ich zu Gott“ (42). Die Begriffe Nation und Ordnung führten schließlich das Bürgertum an die Seite der Monarchie und trennten es von den bald als „vaterlandslose Gesellen“ verschrienen Sprechern der Unterschichten. Aber nach den Märzereignissen



Abb. 10: Schloß Jägerhof mit den 1828 errichteten Seitenflügeln, um 1840.

schien noch alles offen. Nach dem Sieg auf den Barrikaden und den Jubelfeiern des Volkes begann erst die eigentliche Auseinandersetzung um die Zukunft. Unter dem 29. März schreibt Wilhelm: „In der Stadt wurde an allen Enden Politik getrieben; soziale Fragen aller Art tauchten auf und wurden in Rede und Schrift besprochen; die Aufregung nahm besonders unter den brodlosen Arbeitern zu.“ Und die „guten Düsseldorfer waren in beständiger Bewegung“ (51). Denn im Mai wurden tatsächlich frei und gleich gewählte Abgeordnete in den Landtag nach Berlin und zu einer Nationalversammlung in die Paulskirche gewählt, ins „Volksparlament“ und zum „Volkstag“ wie Wilhelm es nennt.

An dieser Stelle, wo die Revolution gesiegt zu haben scheint und noch so vie-

les offen und möglich sein konnte, will ich enden. Der aus der Perspektive des angesehenen Bürgers Wilhelm Herchenbach gegebene Überblick, macht hoffentlich deutlich, welche Gegensätze aufeinander prallten, wie in wenigen Tagen gedrängt die Ereignisse sich überschlugen, als wäre plötzlich der Lauf der Zeit schneller geworden.

Man könnte weiter berichten, wie Wilhelm das Auf und Ab in Düsseldorf schildert, die Streitigkeiten zwischen rivalisierenden politischen Vereinen, die immer wieder aufbrechenden Unruhen, Auseinandersetzungen und „muthwilligen Streiche“, Schlägereien und Schußwechsel oder von der Verhöhnung des Königs und schließlich vom Düsseldorfer Barrikadenkampf im Mai 1849, bei dem 14 Menschen getötet wurden. Wilhelm versucht ei-

nen bürgerlichen Mittelweg zu gehen, er kritisiert unentwegt sowohl den Sozialisten Lassalle wie den reaktionären Düsseldorfer Polizeipräsidenten Faldern, ohne näher auf die Berliner oder Frankfurter Ereignisse einzugehen. Er würdigt weder die Frankfurter Reichsverfassung noch erwähnt er das zum Teil unrühmliche Verhalten der Hohenzollern, seines Kaiserhauses. Nachdem im August 1849 die revolutionären Blütenräume in Düsseldorf mit einer Welle von Verhaftungen endeten, will er uns weder die Namen der Beschuldigten noch die der Spitzel nennen. Aus Diskretion, sagt er: Schlußstrich! In den 70er Jahren hatte das Bürgertum seinen Frieden mit dem Reich geschlossen, mit dem in der Jugend so heiß ersehnten Nationalstaat. Wilhelm glaubte fest, daß sich mit der Zeit Recht und Ordnung durchsetzen werden. Und als Abschluß seines Buches legt er uns die Gerichtsverhandlung gegen einen der Düsseldorfer Maiangeklagten vor, die er – ganz objektiv – wörtlich abdruckt. So heiß war das Thema noch in den 70er Jahren, daß Wilhelm keine direkte persönliche Stellungnahme zu Gunsten möglicher Revolutionäre wagt. Der Angeklagte war der Redakteur des „Düsseldorfer Journals“ Wilhelm Eissenbarth. Er hatte in einem Artikel vom 19. September behauptet, daß während der Ausschreitungen im Mai 1849 in Düsseldorf unbeteiligte Bürger von Soldaten heimtückisch getötet worden seien (159). Deshalb wurde er wegen Beleidigung und Verleumdung des Militärs angeklagt. Dreißig Zeugen konnten seine Aussage bestätigen. Und auf der letzten Seite seines Buches läßt Wilhelm das Urteil der Geschworenen

über den angeklagten Demokraten fett drucken: „Nicht schuldig“. Und vor dem Gerichtsgebäude empfing das Publikum den Freigesprochenen „mit lautem Jubel“ (196).

Anmerkungen

- 1 Wilhelm Herchenbach: Düsseldorf und seine Umgebung in den Revolutionsjahren von 1848-1849, Düsseldorf 1882, 196 S. Im Text wird die Seitenangabe hinter dem Zitat angebracht (als Zahlen in Klammern).
- 2 Bernd Fischer: Wilhelm Herchenbach (1818-1889), Lehrer und Jugendschriftsteller, in: Heimatblätter Neunkirchen-Seelscheid, Nr. 9, Jg. 1994, S. 153-163; oder: Derselbe, in: Romerike Berge, H. 3, Jg. 1996, S. 12-18.
- 3 Wilhelm Herchenbach: Wie einer Lehrer geworden, Regensburg 1861.
- 4 Dr. Wiersberg: Der Jugendschriftsteller Wilhelm Herchenbach, in: Die Heimat, H. 5, Siegburg 1928, S. 20.
- 5 Karl Heck: Wilhelm Herchenbach, der beliebte Jugendschriftsteller, in: Ratinger Zeitung, Nr. 45, vom 22.2.1941.
- 6 Sagen und Erzählungen unserer Heimat. Gesammelt von Leo Lammert, Neunkirchen-Seelscheid 1991.
- 7 Dietmar Niemann: Die Revolution von 1848/49 in Düsseldorf. Geburtsstunde politischer Parteien und Bürgerinitiativen, Düsseldorf 1993.
- 8 Hugo Weidenhaupt: Von der französischen zur preußischen Zeit (1806-1865), in: Düsseldorf. Geschichte von den Ursprüngen bis ins 20. Jahrhundert, 3 Bde., Hrsg. Hugo Weidenhaupt; 2. Bd.: Von der Residenzstadt zur Beamtenstadt, Düsseldorf 1988, S. 422f.

- 9 Ebda., S. 424.
- 10 Rita Wagner: 1848 Einigkeit und Recht und ... Freiheit, in: Der Name der Freiheit, Hrsg. Werner Schäfke, Köln 1988, S. 540f.
- 11 Hugo Weidenhaupt, a.a.O., S. 426.
- 12 Ebda., S. 438.
- 13 Klaus Schmidt: Kanzel, Thron und Demokraten. Die Protestanten und die Revolution 1849/49 in der preußischen Rheinprovinz, Köln 1998, S. 55.
- 14 Immanuel Kant: Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. In: Werke Bd. VI, Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik, Darmstadt 1983, S. 203.
- 15 Heinrich Heine: Deutschland – Ein Wintermärchen, in: Werke, Aufbau-Verlag Berlin 1978, II. Bd., S. 90.
- 16 Manfred Görtemaker: Deutschland im 19. Jahrhundert. Entwicklungslinien, Bonn 1987, S. 93.

* * *



Abb. 11: Ein revolutionärer Bürgerwächter wird zu einem nächtlichen Einsatz gerufen. „Die gestörte Nachtruhe“, 1849, Johann Peter Hasenclever, Sammlung Schäfer, Schweinfurt, Nr. 210.